

Anselm Grün

# **Alles in allem – was letztlich zählt im Leben**

Über Glück, Sehnsucht und die Kraft der Spiritualität

Im Gespräch mit Rudolf Walter

**HERDER** 

FREIBURG · BASEL · WIEN

Ein einfach-leben-Buch



Herausgegeben von Rudolf Walter



© Verlag Herder GmbH, Freiburg im Breisgau 2024

Alle Rechte vorbehalten

[www.herder.de](http://www.herder.de)

Satz: Carsten Klein, Torgau

Herstellung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN Print: 978-3-451-60142-2

# Inhalt

<b>Den Wandel annehmen: Im Blick zurück</b> .....	7
<b>Spiritualität als Kraft und Weg</b> .....	19
Heute Mönch sein, Leben im Kloster .....	21
In der Spur der Sehnsucht .....	38
Auf der Suche nach dem unfassbaren Geheimnis .....	50
Der Gott, den Jesus zeigt .....	73
Vom Gebet: Krise und Segen .....	81
Was heilsam und heilend ist .....	100
Im Miteinander der Religionen .....	109
Die Stille suchen – immer wieder .....	130
<b>Die Kunst des guten Lebens</b> .....	143
Der Weg zum Glück .....	145
Gar nicht so einfach: Einfach leben? .....	163
Was guttut: Genießen und Verzichten .....	176
Das eigene Maß und seine Mitte finden .....	184
Anderen – und sich selber nahe sein .....	196
Versöhnung und Frieden suchen .....	210
Leben im Einklang mit der Natur .....	221
Gelassenheit, Weisheit, Engagement .....	236
Älterwerden, alt sein – im Wandel wachsen .....	247
<b>Voller Hoffnung: Der Blick nach vorn</b> .....	261



# Den Wandel annehmen: Im Blick zurück

## *Einleitung*

In den 80 Jahren meines Lebens habe ich einen tiefen Wandel in der Gesellschaft, in der Kirche, im Kloster und im Selbstverständnis der Menschen erlebt. Geboren in einer Zeit, die die geistigen und materiellen Folgen einer Diktatur und eines verlorenen Weltkriegs zu verarbeiten hatte, und aufgewachsen in einer Umgebung, in der religiöse Werte und eine weithin geschlossene kirchliche Wirklichkeit mein Leben bestimmten, sehe ich im Rückblick Umbrüche, Abschiede und Neuanfänge, auch Diskontinuitäten. Auch ich selber bin in all den Jahren nicht der Gleiche geblieben. Wenn ich auf die Zeit zurückschaue, die ich bisher leben durfte, dann ist zumindest in meinem Leben aber auch die Erfahrung einer großen Kontinuität. Die bleibende zentrale Erfahrung war, mein Leben lang – wie es der hl. Benedikt sagt – Gott zu suchen. Diese Suche ist immer auch zugleich die Suche nach mir selbst gewesen, nach dem Geheimnis

meines Lebens und meiner selbst. Gott zu suchen hält lebendig, aber es ist immer auch ein Prozess. Es wandelt sich im Laufe eines Lebens nicht nur das Gottesbild; meine Erfahrungen ändern sich, mein Verständnis vom Leben und auch das, was mir wichtig ist. In der Jugend kam es mir vor allem darauf an, etwas zu leisten: für Gott und für die Kirche. Jetzt im Alter ist für mich etwas anderes zentral: einfach zu *sein* – aber zugleich durchlässig zu werden für den Geist Christi, für seine Liebe, für seine Kraft. Aber dabei geht es mir nicht nur darum, mit mir selbst im Einklang zu sein. Ich will auch jetzt aufmerksam bleiben: für die Menschen, die heute andere Bedürfnisse und Sehnsüchte haben als zu Beginn meines Lebens. Ich verstehe mein Leben in Solidarität mit ihnen: Die Bewegungen, die ich da wahrnehme, sind ja auch in mir selbst. Wer sich wandeln will, darf nie stehenbleiben. Auch wenn der hl. Benedikt die *stabilitas*, die Beständigkeit, als wesentliche Haltung des Mönchs versteht, widerspricht das nicht dem Sich-Wandeln. Im Gegenteil, gerade weil ich beständig in dieser Lebensform als Mönch geblieben bin, konnte ich mich innerlich immer weiter wandeln, ohne Angst zu haben, meine Wurzeln oder den Halt zu verlieren. Ich bin überzeugt: Mein Leben als Mönch heute kann für andere nur dann von Bedeutung sein, wenn ich in dieser Beständigkeit bleibe und im Hören darauf lebe, was die Menschen bewegt.

## Wie ich die Entwicklungen in der Gesellschaft erfahren habe

Nach dem Krieg und der Erfahrung des Zusammenbruchs ging es in unserem Land für viele in erster Linie um einen Neuanfang, um neue Sicherheit und darum, eine feste Grundlage für ihr Leben zu schaffen. Im Verlauf der Jahre wandelte sich viel. War man in den ersten Jahren nach dem Krieg mit wenig zufrieden, so wurden mit wachsendem wirtschaftlichem Wohlstand und steigenden Konsummöglichkeiten die Ansprüche an den Lebensstandard immer höher. Der Sinn für die Gemeinschaft ließ nach. Die Individualisierung nahm zu. Es wuchs die Zerstörung der Natur, aber auch das Verständnis für den Wert der Umwelt. Als in der Zeit meines Studiums die Studentenrevolte 1968 durch das Land fegte, haben wir viele Autoritäten in Frage gestellt, darunter manches, was für unsere Elterngeneration heilig war. Bei all den negativen Folgen – der generellen Infragestellung von Institutionen oder der Respektlosigkeit vor ihren Vertretern wie Professoren, Lehrern, Politikern oder Polizisten – entstand in dieser Zeit aber auch ein neues Gespür für Wahrhaftigkeit und Authentizität. Da war ein Impuls, die Zukunft besser und die Gesellschaft menschlicher zu machen.

In den siebziger und achtziger Jahren wuchs in unserer Gesellschaft der Wohlstand weiter, und gleichzeitig haben wir uns auch an den Frieden gewöhnt. Die friedliche Wiedervereinigung Deutschlands hat viele überrascht und ganz

unterschiedliche, bei manchen auch euphorische Erwartungen geweckt. Doch durch den Krieg in der Ukraine ist schlagartig wieder in unser Bewusstsein getreten: Wir haben keine Garantie auf 100 Jahre Frieden. Wir hatten lange gemeint, durch den Austausch mit allen Staaten und Kulturen Frieden zu schaffen und glaubten an »Wandel durch Handel«. Jetzt spüren wir: Frieden braucht eine tiefere Grundlage. Die globale Corona-Endemie hat zudem klargemacht: Auch die Verflechtungen durch die Globalisierung bringen keine Sicherheit. Und die weltweiten Fluchtbewegungen und die Migration zeigen: Durch das Zusammenwachsen der Welt sind politische und soziale Krisen nicht mehr regional beschränkt, sie betreffen uns mit. Technologische Neuerungen, das Internet, die sozialen Medien und die Möglichkeiten der KI verändern die Gesellschaft zudem in raschem Tempo. Alles ist unsicher geworden: Planten Unternehmen früher zehn bis 15 Jahre voraus, kann man jetzt nicht wissen, was in zehn Jahren wichtig ist und worauf man sich verlassen kann.

Auch was Ziele und Hoffnungen der Menschen angeht, hat sich in der Zeit, auf die ich zurückblicke, viel verändert: War für die Generation nach dem Krieg weithin das Bestreben wirksam, durch solide Leistung das Land und auch die eigene Existenz aufzubauen, so ist für eine neue Generation das Privatleben viel stärker in den Blickpunkt gerückt. Viele Führungskräfte, die sich für ihre Firma mit voller Kraft eingesetzt haben, vermissen bei der jüngeren Generation heute die Leidenschaft, sich für gute Ziele einzusetzen. Sie erleben,



dass sich der Wertekanon, der für die Generation nach dem Krieg klar war, immer mehr auflöst. Auch die Offenheit für Religion schwindet bei der jungen Generation. Für mich als alten Mann ist es eine ständige Herausforderung, die jungen Menschen nicht zu bewerten, sondern sie zu verstehen. Sie stellen ja unsere einseitige Leistungsorientierung in Frage. So gilt es für mich, mit ihnen ins Gespräch zu kommen und auch von ihnen zu lernen. Bei diesen Gesprächen frage ich mich immer, was ihre tiefste Sehnsucht ist. Und da glaube ich nach wie vor, dass in allen Menschen, auch in denen, die sich auf den ersten Blick nicht für Religion und Spiritualität interessieren, eine Sehnsucht ist nach etwas, das größer ist als wir selbst, nach dem Geheimnis, das uns umschließt und das wir mit keinem anderen Wort besser beschreiben können als mit »Gott«. Auch wenn der Gottesbegriff vielen heute fremd zu sein scheint, er öffnet doch einen Spalt für das, was uns alle umgibt und herausfordert.

## **Was der Wandel für die Kirche bedeutet**

Ich bin in der katholischen Kirche aufgewachsen und wurde in meiner Kindheit geprägt von der auch sozial geschlossenen Welt des Katholizismus. Natürlich gab es auch da Schattenseiten, und nicht alles, was sich damals »christlich« nannte, war vom Geist Jesu durchdrungen. Auch da hat sich ein großer Wandel vollzogen. In meiner Jugend war es etwa selbstverständlich, am Sonntag in den Gottesdienst und im

Mai täglich in die Maiandacht zu gehen. Kirchliche Freizeitprogramme, die Gruppenstunden, die Zeltlager und Ausflüge: Alles das machte Kirche für uns zur Heimat. Die Jugendlichen glaubten an die Kirche, aber zugleich wollten sie sie modernisieren, so dass sie auf ihre Fragen Antwort geben konnte. Die Enge der Kirche, die vor allem fortschrittliche Theologen zu spüren bekamen, haben wir damals kaum wahrgenommen. Für uns war Kirche ein Ort der Freiheit und Lebendigkeit. Natürlich war da auch ein gewisser Stolz, katholisch zu sein. Das Gespür für die Ökumene war in den 50er Jahren kaum ausgeprägt, obwohl mein Vater immer gute Beziehungen zu den evangelischen Nachbarn pflegte.

Nach dem Konzil war in vielen Gemeinden ein Aufbruch, es gab neue Formen im Gottesdienst, kreative Impulse in der Pastoral. Doch der Schwung des Aufbruches ging bald verloren. Viele Ehrenamtliche, insbesondere viele Frauen wurden enttäuscht, weil die Pfarrer sie nicht genug wirken ließen und ihnen zu wenig Zuwendung und Anerkennung schenkten. Heute geht der Kirchenbesuch immer mehr zurück. Viele Gemeinden sind kraftlos. Es sind vor allem alte Menschen, die die Gottesdienste besuchen. Auch in unserer Klosterschule erleben wir, dass die Schüler und Schülerinnen durchaus offen sind für den Glauben und für kirchliche Rituale. Aber nur wenige sind in ihren Pfarreien engagiert. Das ist für viele junge Menschen heute nicht mehr der Ort, an dem sie sich aufgehoben und wahrgenommen fühlen.

Statt zu jammern gilt es mit Blick auf solche Erfahrungen, den Wandel nicht nur wahrzunehmen, sondern zu akzeptie-

ren und aktiv zu gestalten. Ich sehe meine Aufgabe darin, in einer gegenwärtig eher depressiven Stimmung Hoffnung zu vermitteln. Ich bin fest davon überzeugt, dass wir als Christen eine wichtige Aufgabe für die Menschen haben, ihnen Hoffnung zu vermitteln, ihnen einen Raum anzubieten, in dem sie Gemeinschaft erfahren und zugleich spirituelle Erfahrungen machen können. Denn ich glaube, dass in allen Menschen eine Sehnsucht nach Spiritualität da ist. Ich bin überzeugt, dass es in der Kirche auch in unserer Zeit Neuaufbrüche gibt und dass sie auch in Zukunft ein Sauerteig der Hoffnung für die Gesellschaft sein kann.

## **Umbrüche und Aufbrüche im Klosterleben**

Als ich 1964 ins Noviziat der Abtei Münsterschwarzach eintrat, zählte unsere Gemeinschaft zusammen mit Missionaren, die in Afrika, Korea und Südamerika wirkten, 450 Mönche. In der Abtei selber lebten etwa 250 Mönche. Heute sind wir in der Abtei noch 75 Mönche. Der Wandel hat aber nicht nur negative Aspekte. In den 50er und 60er Jahren herrschte ein autoritäres Klima. Der Abt und die Oberen bestimmten alles. Gehorsam war gefragt. Das Klima hat sich auch im Kloster gewandelt: Nach dem Konzil kam eine Öffnung im Umgang miteinander. Patres und (nicht als Priester geweihte) Brüder bildeten eine stärkere Gemeinschaft. In den 70er Jahren traten zwar viele Mitbrüder aus und Pessimisten meinten, Kloster sei generell ein

Auslaufmodell. Doch einige der jungen Mönche, die von der 68er-Bewegung geprägt waren und zu denen ich auch zählte, suchten nach neuen Wegen. Sie gingen zu dem spirituellen Lehrer Karlfried Graf Dürckheim, der Zen-Meditation mit Jungscher Psychologie verband. Sie entdeckten die Wüstenväter aus dem 4. Jahrhundert neu und verglichen sie mit den Einsichten der Tiefenpsychologie. Daraus entstand eine neue spirituelle Literatur, es gab neue Formen von Kursen für unsere Gäste. In dieser Zeit wurde ich Cellerar. Mein erstes Projekt war der Bau eines neuen Gästehauses, damit wir all das, was wir für uns gelernt hatten, auch weitergeben konnten. Gemeinsam mit dem damaligen Prior, P. Fidelis Ruppert, versuchte ich, durch das Miteinander in der Arbeit und in der gemeinsamen Besprechung von Projekten ein neues Klima in der Gemeinschaft zu schaffen – aus der Überzeugung heraus, dass wir als Mönche einen wichtigen Auftrag für unsere Gesellschaft und für die Kirche haben. So haben wir seit über 30 Jahren jährlich Konventstage, in denen wir uns darüber austauschen, wie wir unsere Berufung authentisch leben und was wir heute für die Menschen tun können. Gerade die Aufmerksamkeit für den Wandel hält uns also lebendig. Und das Erstaunliche: die Resonanz von außen ist heute stärker als in den 60er Jahren. Wir spüren, dass viele Menschen im Kloster eine spirituelle Heimat suchen und sie gerade hier oft auch finden.

Dass heute viele Klöster wegen Nachwuchsmangel aufgelöst werden, tut mir weh und ich sehe darin einen großen

Verlust. Aber auch hier gilt das Gesetz von Leben und Sterben und der Hoffnung auf neues Leben, auf neue Aufbrüche. Ein Blick in die Kirchengeschichte zeigt: Dieses Auf und Ab gab es immer wieder. Natürlich ist die Entfremdung zur Kirche hier in Europa heute besonders stark, während sich andernorts eine neue Offenheit für den christlichen Glauben zeigt: In Afrika blühen die Kirchen auf. In Asien identifizieren sich die Christen mit ihrer Kirche und engagieren sich für sie. Dort wachsen auch neue Ordensberufungen. Klöster waren immer Sammelpunkte für viele Menschen, die sich sonst in der Kirche heimatlos gefühlt hätten. Und Klöster waren und sind immer ein Stachel für die Kirche und auch für die Gesellschaft. Wenn dieser Stachel wegfällt, besteht die Gefahr der Verbürgerlichung in der Kirche und der Nivellierung in der Gesellschaft.

### **Erfahrung des Wandels in meinem persönlichen Leben**

Wenn ich meine Lebensgeschichte anschau, so gab es darin keine auffallenden Brüche, aber doch auch ständigen Wandel: Ich spüre dankbar auch das, was mich bei allem Wandel durchgetragen hat. Von meinem Vater habe ich den Mut und das Vertrauen mitbekommen, etwas zu wagen, etwas auszuprobieren. Meine Mutter meinte bei allen wirtschaftlichen Schwierigkeiten, in die auch unsere Familie durch den Konkurs des väterlichen Geschäftes geraten war: »Man darf

nie die Hoffnung verlieren.« Die Hoffnung ist für mich gerade in den letzten Jahren immer wichtiger geworden.

Ich erinnere mich, dass ich als Kind immer gerne etwas ausprobiert habe. Ich habe zum Beispiel mit acht Jahren eine Bank gezimmert. Als mein Vater sich darauf setzte, ist sie zusammengekracht. Wir haben beide lachend darauf reagiert. Der Mut zum Ausprobieren ist mir in meinem Leben geblieben – gerade auch als Cellerar. Auch mein Schreiben ist ein ständiges Ausprobieren, ob da im Schreiben etwas Sinnvolles herauskommt. Dieses Spielerische hat mir jede Arbeit erleichtert. Daher fühle ich mich nie gestresst, auch wenn ich viel arbeite. Es ist für mich immer ein Probieren, voller Neugier und auch voller Leidenschaft, etwas Neues zu schaffen, was für die Menschen zum Segen werden kann. In den letzten Jahren ist mir der Grundsatz immer wichtiger geworden: Verstehen statt bewerten. Ich versuche, mich selber zu verstehen, anstatt mich zu bewerten. Und das versuche ich auch im Umgang mit den Menschen.

Natürlich gab es auch in meinem persönlichen Leben immer wieder schmerzliche Erfahrungen. Der Weg ins Internat mit zehn Jahren ist mir anfangs schwergefallen, ich hatte auch Heimweh damals. Dann war der Abschied von der Familie, als ich mit 19 Jahren ins Kloster ging. Während des Studiums geriet ich in eine Krise. Ich kam mit meinen Emotionen in Berührung, wurde in meinem Ehrgeiz verunsichert und musste mich der eigenen Wahrheit stellen. Abschied nehmen musste ich auch, nachdem ich 25 Jahre lang leidenschaftlich gerne Jugendarbeit gemacht habe. Ein

anderer Abschied, vor einigen Jahren erst, war das Loslassen der wirtschaftlichen Verantwortung für unser Kloster. Auf der einen Seite wollte ich selber unbedingt aufhören, auf der anderen Seite war es doch gar nicht so einfach, jetzt nicht mehr gefragt zu werden und bei Vielem auch nicht mehr selber entscheiden zu können. Und aktuell spüre ich, dass es Zeit ist, von weiten Reisen Abschied zu nehmen und irgendwann auch von einer sehr umfangreichen Vortragstätigkeit. Wie es mir dann dabei gehen wird, kann ich nicht vorhersagen.

Wenn ich auf mein Leben zurückblicke, dann ist das wie ein Roter Faden: Dass ich nie stehenbleiben wollte und auch jetzt weitersuche. Was ich erfahren habe: Jede Zeit, jede Phase hat ihre Stärken, ihre guten Seiten, ihre Gelegenheiten. Aber auch: Jeder Abschied tut weh. Doch es braucht den Abschied, damit etwas Neues aufbrechen kann. Alles Lebendige muss sich wandeln, damit es lebendig bleibt. Sonst erstarrt es. Vertrauen ins Leben zu haben, heißt immer auch, sich den Unwägbarkeiten stellen, Unsicherheiten auszuhalten – und doch bei sich zu bleiben. Es ist auch jetzt wie ein Geburtsvorgang: Ich spüre, dass der Abschied von den bisherigen Aktivitäten auch eine Chance ist, tiefer nach innen zu gehen und aus der Ruhe und Stille Neues, neue Lebendigkeit, zu gebären. Diesen Wandel tiefer zu verstehen und gleichzeitig auszuloten, wohin ein solcher Weg der Wandlung führen kann, ist auch der Sinn der Fragen und der Antwortversuche, die dieses Buch im Folgenden ausmachen.

